



den Zusammenhang mit aller möglichen Wissenschaft zu wahren (Kulturwissenschaft, Religionswissenschaft, Pädagogik, Psychologie, Moral usw.). Hat die Theologie es nötig, so ängstlich darauf bedacht zu sein, daß sie diesen Anschluß nicht verliere? Nein, sie hat doch ihre eigene Voraussetzung — und deren braucht sie sich nicht zu schämen. Gott hat geredet — das ist diese Voraussetzung. Oder, was dasselbe ist: *Jesus Christus* ist die Voraussetzung der Theologie. Die Theologie weiß, daß sie bei aller Unterschiedenheit in den praktischen Aufgaben (S. 102 und 179) doch letzten Endes sachlich mit der Predigt der Kirche eines ist (S. 10). Sie weiß, daß sie nur auf dem Boden der Verkündigung der Kirche von Gott reden kann; „Gott an sich“ kann als Gegenstand menschlichen Wissens nicht in Frage kommen (S. 55), und insoweit ist Schleiermachers Grundeinsicht auch bei Barth *mutatis mutandis* respektiert. Aber: die Theologie kann Gott zum Objekt ihrer Erkenntnis nur haben, sofern sie ihn zum — wenn auch höchst verborgenen — *Subjekt* hat (S. 56). Gotteserkenntnis ist nicht Sache des Menscheinges, wie Harnack als Sprecher ganzer Theologengenerationen behauptete, sondern Sache des Geistes Gottes. Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Und da Gott und Mensch nicht wesensgleich sind (*analogia entis*), sondern als Schöpfer und Geschöpf, als der Heilige einerseits und der Sünder andererseits widereinander und voneinander geschieden sind wie Himmel und Erde, kann Glaubenserkenntnis nur im Sinne der *analogia fidei* zustandekommen, d. h. so, daß Gottes Geist dem Menschen gegeben wird und damit eine neue Analogie entsteht, von oben her. „Nicht aus eigener Vernunft noch Kraft“ — Barth kann sich auf Paulus und Luther berufen, wenn er sein Axiom verfidet.

Es kommt natürlich auch hier heraus, was man dem frühen Barth immer wieder angekreidet hat: Gegenstand der Theologie ist, wenn sie sich auf Offenbarung gründet, nicht das Historische als solches (soweit richtig!), sondern eben die Offenbarung, für die das mit Menschengen Augen Erkennbare bloße „historische Umgebung“ ist (S. 23). Dem entspricht, daß der Aufsatz „Der Christ als Zeuge“ sich gar nicht für die Augenzeugenschaft der ersten Generation interessiert (etwa im Sinne von Matth. 13, 16 f.; Apg. 1, 21 f.; 1. Joh. 1, 1 u. ä.). Ganz richtig: nur im heiligen Geiste erkennt man die Offenbarung; nur indem Gott sein Wunder

tut. Aber man erkennt dann eben, daß Gott dieses Wunder „im Fleische“ tut, also unter instrumentaler Inanspruchnahme der geschichtlichen Wirklichkeit, noch mehr: in dem freien Einswerden von Gott und Mensch in Jesus Christus.

Wir widerstehen der Versuchung, noch andere Punkte herauszugreifen, an denen Barth uns zum Fragen veranlaßt. Zu reichhaltig ist der Band, als daß man wüßte, wo anfangen, wo aufhören. Genug, daß wir hier feststellen: Die dargebotenen Vorträge sind wieder ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie in Barths Denken damit Ernst gemacht wird, daß Gott in Christus das handelnde Subjekt ist, mit dem wir zu rechnen haben und rechnen dürfen — in der Arbeit der Theologie und des Pfarramts, in der Mission und in der Sammlung der Ökumene, in unserm christlichen Handeln wie in unserm Widerstehen und Leiden.

Gottfried Voigt

## Fleisch und Gedanke

*Paul Valéry, Mein Faust. Übertragen von Friedhelm Kemp. Insel-Verlag, Wiesbaden 1957, 180 S., Hln. 13,50 DM. — Paul Valéry, Herr Teste. Übertragen von Max Rychner. Insel-Verlag, Wiesbaden 1957, 75 S., 2,30 DM.*

Handelt es sich bei diesen Faust-Fragmenten Paul Valérys — drei Akten einer geistreichen Komödie (*Lust. Das Fräulein von Kristall*) und drei Szenen einer düsteren Zauberposse (*Der Einsame oder Die Verfluchung des Universums*) — um einen Abgesang, einen Nachhall des berüchtigten „faustischen Menschen“, um eine der unzähligen Wiederaufnahmen des „faustischen“ Themas, das uns Deutschen wie ein Stigma auferlegt zu sein scheint und uns oft Verstand und Vernunft eingenebelt hat? Nichts davon ist hier zu finden. Wer mit „faustischen“ Erwartungen an die nachgelassenen Szenen des französischen Denkers und Poeten herangeht (veröffentlicht 1946, ein Jahr nach seinem Tode), wird enttäuscht sein. Den faustischen Abgesang gab, fast gleichzeitig niedergeschrieben, Thomas Mann in seinem *Doktor Faustus*-Roman. Paul Valéry erfand freie Spielvariationen zu den Goetheschen Figuren des Faust und des Mephisto, die durch die mächtige Schöpferkraft des Deutschen zu